

Eübender Volksbote

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung

Der „Eübender Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Abonnementspreis vierteljährlich 2.40 Mk., monatlich 80 Pf.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46
Telephon Nr. 664.

Die Anzeigengebühr beträgt für die sechsgepaarte Zeile oder deren Raum 25 Pf., Verammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 15 Pf., auswärtsige Anzeigen 30 Pf. — Anzeigen für die nächste Nummer werden bis 8 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 136.

Mittwoch, den 13. Juni 1917.

24. Jahrg.

Kongress der Völker.

Die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ hat nach Stockholm den Genossen Professor Ludo M. Hartmann entsandt. Dieser schreibt unter dem Eindruck der ersten Verhandlungen und Besprechungen seinem Blatt über die Aufgaben des jungen Russlands das Folgende:

Von Russland ist die große Wandlung ausgegangen, die Europa seit den Märztagen ein anderes Antlitz gibt. Die Wandlung und die große Hoffnung. Was immer der erste Anstoß zur Revolution gewesen sein mag, was immer für Motive die Männer bewegt haben mögen, die zuerst an der Spitze der Sturmkolonnen standen, sie selbst wurden überrannt und fast plötzlich stand vor der erstaunten Welt jenes junge Russland, das von seinen Denkern schon längst erträumt, in der ersten Revolution für einen kurzen Augenblick in die Erscheinung getreten, dann seit einem Jahrzehnt wieder verschüttet schien.

Und das Wunder der Wandlung vom Zarismus zur Demokratie wirkte in die Ferne über die weiten Grenzen des Riesenreichs hinaus. Die Völker wendeten ihren Blick wieder gegen Osten. Sogar die Regierungen waren gezwungen, vor der neuen Erscheinung ihre Verbeugung zu machen. Eine vollständige Verschiebung der Machtverhältnisse und der Perspektiven war die Folge. Die fortgeschrittenen Elemente in allen Ländern glaubten einen neuen Bundesgenossen gewonnen zu haben. Die Ententemächte, die trotz ihrer demokratischen Redensarten als Bundesgenossen des Zaren und des imperialistischen Zarismus in den Kampf getreten sind, standen vor der Frage, ob es ihnen nun Ernst werden sollte mit den demokratischen Grundfäden.

Russland ist durch seine Entwicklung ein weltgeschichtlicher Beruf zugefallen. Wird sich das junge Russland behaupten? Wird es seinen Beruf erfüllen? Die beiden Schicksalsfragen sind eng miteinander verknüpft. Jeder der beiden Fragen ist die Voraussetzung der andern. Denn nur wenn das neue Russland trotz aller Versuche der reaktionären und militaristischen Parteien im Innern aufrecht bleibt, kann es für Europa der Bote einer besseren Zukunft werden, und nur wenn es nicht selbst imperialistisch wird, kann es sich selbst frei bleiben. Imperialismus und Sozialismus sind unverträglich.

So war das erste Wort des jungen Russlands, als es sich halbwegs gefestigt sah, die Abgabe an den kriegerischen Imperialismus, an die alten panslawistischen Ideale der Nachfolge des byzantinischen Kaiserthums, der Verzicht auf Konstantinopel. Es schrieb im Gegenzug dazu auf seine Fahnen das neue Ideal, das Selbstbestimmungsrecht der Völker, den Frieden ohne Annexionen und Kontributionen. Der Friede sollte an die Stelle des Krieges, der demokratische Friede an die Stelle des zaristischen, der Verständigungsfriede an die Stelle des Prestigefriedens treten. Das Ziel wurde deutlich erkannt. Den Worten muß die Tat folgen. Die Stockholmer Konferenz soll der Wiener Kongress der Völker werden.

Das Gelingen liegt in der Hand des jungen Russlands. Durch seine besondere Lage ist es heute gleichsam die Exekutive der europäischen Demokratie geworden. Seine Friedensformel ist von den Zentralmächten für den Osten angenommen worden. Die Sozialisten der Zentralmächte wie der neutralen Länder beschließen die Stockholmer Konferenz. Da erheben sich Schwierigkeiten bei den Ententemächten, die sich noch durch ihre Vergangenheit gebunden fühlen, während das junge Russland seine Vergangenheit überwunden hat. Die Reden Ribots haben bei allen Imperialisten aller Länder ihr Echo gefunden, die Verteidiger des Alten von Ribot bis Reventlow finden sich zusammen gegen die Demokratie im eignen und im fremden Lande.

Nun ist es Russlands Aufgabe, gegen die Mächte, mit denen es verbündet ist, einzuschreiten. Es bedarf dazu nicht der Waffen, denn es hat der Mittel genug, um auf seine bisherigen Genossen einzuwirken. Gewiß, es will das Gleichgewicht der Waffen nicht durch einen Separatfrieden aufheben, weil durch ihn der Krieg verlängert werden könnte, weil es meint, daß dann bei den Zentralmächten die imperialistischen Strömungen die Oberhand gewinnen könnten. Aber die russische Demokratie kann sich nicht durch die Verträge gebunden erachten, die vom Zaren zur Erreichung imperialistischer Ziele abgeschlossen worden sind. Russland hat sein Selbstbestimmungsrecht wiedergewonnen und wird es auch nicht um finanzielle Gnaden von Seite der Westmächte verkaufen; um Gnaden, die schließlich für die Westmächte gefährlicher werden können als für Russland selbst.

Unter dem Druck Russlands werden die Westmächte der Zusammenkunft in Stockholm auf die Dauer keine papierenen Hindernisse bereiten können, um so weniger, da Russland selbst nunmehr die Delegierten nach Stockholm ernannt hat. Welch eine Rolle für Frankreich und England — von Amerika gar nicht zu sprechen — wenn sie sich in dem Moment diplomatisch von Russland trennen, in dem dieses einen demokratischen Frieden verlangt! Und wie wollen die Regierungen von Frankreich und England, denen Sozialisten angehören, auf die Dauer vor ihrem Volke, vor der Arbeiterklasse bestehen, wenn die Konferenz von Russland und den Sozialisten der Zentralmächte und der Neutralen befehligt wird und in Abwesenheit von englischen und

französischen Delegierten tagt! Geht den Fall, daß diese Rumpfkongferenz zu einer allgemeinen Uebereinstimmung gelangt, Annexionen und Kontributionen verwirft und Grundzüge einer internationalen Regelung der Sozial- und Handelspolitik, des Verkehrs- und Rechtslebens entwirft, das Selbstbestimmungsrecht der Völker anerkennt und eine Interventionspolitik verwirft — werden dann die Westmächte weiterkämpfen können gegen diese Ideale, die doch angeblich bisher ihre eignen gewesen sind?

Russland hat durch seine Revolution das Recht, aber auch die Pflicht übernommen, nicht mit dem Schwerte, aber mit unblutigen Mitteln die Exekutive des Weltfriedens zu werden auf dem Kongress der Völker, der in Stockholm anhebt.

Stockholm.

Der „Daily Telegraph“ meldet aus Petersburg vom Sonnabend nachmittag: Minister Henderson beriet sich auf Einladung längerer Zeit mit dem Exekutivauschuß des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrats. Zahlreiche Punkte wurden erörtert, u. a. die Organisation der Arbeiter der englischen Industrie, die Politik der Gewerkschaften usw. Der russische Ausschuß beschloß, zu prüfen, ob die von den englischen Delegierten vorgeschlagene Londoner Konferenz der Arbeiter der Alliierten als Vorbereitungs- und internationaler Stockholmer Konferenz stattfinden soll. Henderson schilderte die Art des Friedens, den die englische Demokratie wünscht. Es soll, so sagte er, ein wirklicher Weltfriede sein, der verhindern soll, daß wir oder unsere Kinder durch rauhe Gewalt überwältigt werden.

Der italienische Innenminister bestätigte, daß den italienischen Sozialdemokraten, die nach Stockholm zu gehen gedächten, kein Paß ausgestellt werde. Die Stockholmer Konferenz sei ein Anschlag der Zentralmächte.

Aus London wird gemeldet: Es besteht kein Zweifel, daß die Abgeordneten der britischen sozialistischen Minorität trotz aller Schwierigkeiten doch noch nach Russland reisen werden. Die Haltung der Sachvereinigung von Matrosen und Heizern macht der Regierung viel mehr Schwierigkeiten als den Delegierten. Eine Matrosenvereinigung, die ihren Sitz in Glasgow hat, hat bereits eine Besatzung für ein Schiff an, auf dem die Arbeiterdelegierten ihre Reise nach Schweden machen können.

Welche Schwierigkeiten selbst Arbeiter den Friedensfreunden machen, zeigen nachstehende Meldungen: Ramon Macdonald und Jowett verbrachten am Montag den größten Teil des Tages in einem Gasthaus des Hafens, wo sie der Seemannshand an der Abfahrt nach Stockholm verhindert hatte. Das Schiff ist nach Stockholm abgefahren. Am Bord befinden sich Frau Rankhurst, Frau Kenney und ein gewisser West, Sekretär des englischen Frauenbundes. Diese hatten die gewünschte Erklärung bezüglich des Schadensersatzes seitens der Zentralmächte für die getöteten Matrosen unterzeichnet. Macdonald und Jowett hatten auch ein Schriftstück unterzeichnet, in dem sie sich verpflichteten, für die Unterstützung der von den deutschen U-Booten getöteten englischen Matrosen einzutreten. Den Seeleuten genügte diese Erklärung aber nicht. Sie stellten überall Posten zur Bewachung aus.

Der „Times“ wird aus einem Hafenplatz an der Ostküste mitgeteilt, daß Macdonald einen Versuch machte, an Deck des Schiffes zu kommen, hatte aber kaum die Landungsbrücke erreicht, als die gesamte Mannschaft sich auf Deck versammelte und erklärte, daß sie sofort von Deck gehen würde, wenn man Macdonald die Erlaubnis gebe, sich an Deck zu begeben. Darauf machte Macdonald lehr und ging in sein Hotel zurück.

Das holländisch-skandinavisches Komitee dementiert in bestimmtester Form die Petersburger Reutermeldung vom 6. Juni, wonach Thomas Henderson und Wanderpeide bei dem Tätigkeitsauschuß des Petersburger Arbeiterrats gegen die Einberufung der allgemeinen Konferenz Einspruch erhoben hätten. Der betreffende Brief behandelt im Gegenteil die Organisationsfähigkeit des allgemeinen Kongresses.

Der griechische König abgedankt.

Die Entente hat bekanntlich das kleine Griechenland mit allen nur irgendwie erdenklichen Mitteln in seine Dienste zu pressen versucht, ohne ihren Zweck zu erreichen. Allen Widerständen zum Trotz hat Griechenland in seiner Neutralität standgehalten und sich durch nichts irremachen lassen. Nun scheint die Entente neue Mittel zur Bezwingung Griechenlands anwenden zu wollen. Nach der „Voll. Zig.“ bezieht der „Daily Telegraph“ aus Athen: Griechische Blätter melden, daß die italienischen Streitkräfte, die Janina besetzten, südwärts vorrücken, um Preveza und nachher den ganzen Epirus zu besetzen. Auch weitere Meldungen lassen darauf schließen, daß nun Gewalt in der brutalsten Form gegen Griechenland angewendet werden soll. Das alles hat wohl den griechischen König Konstantin veranlaßt, nun persönlich die Segel zu strecken. Eine Havas-Meldung aus Athen besagt:

König Konstantin hat zugunsten seines Sohnes, des Prinzen Alexander, abgedankt.

Inwiefern dieser Thronwechsel den Wünschen der Entente entspricht, ist nicht voranzujagen. Jedenfalls ist sie mindestens einen kleinen Weg weiter gekommen auf dem Wege zu ihrem Ziele.

Vom Tage.

Während die französische und englische Presse in den Auseinandersetzungen über Aerenst und über den Arbeiter- und Soldatenrat die letzten matten Reste revolutionärer und demokratischer Ueberlieferungen in blutgefeuchtem Rot versinken läßt, verbluten sich die edelsten Völker auf den Schlachtfeldern Frankreichs und Italiens. Von dem, was der Krieg Geistiges hat, was in den Taten eines Hindenburg und eines Madenjen auf russischem und rumänischem Boden den höchsten in der Geschichte erreichten Gipfel darstellt, fladert kaum noch ein Funke in den Kämpfen von heute. Es ist — wenigstens für den Blick des gleichzeitigen Betrachters — nichts als eine elende Menschenmälcherei, bei der nicht einmal das Spiel der physischen Kräfte in ihrer äußerlichen Schönheit, wie etwa bei Gladiatorenkämpfen, zum Ausdruck gelangt. Töten um des Tötens willen, der rein quantitative, mechanische Zug, der durch unser Zeitalter geht, ist gewissermaßen aus dem Leben in den Tod getreten und wie er sonst die Warenballen, die Tonnen Eisen und Kohle häuft, so jetzt die Leichen. Die Richtung in das Angehörige, dieses tiefste Merkmal der kapitalistischen Epoche, findet in den Regierungen der westlichen und südlichen Schlachtfelder ihre vollendetste Ausgestaltung. Der Mord als reines Quantum: einen solchen Gedanken, den das Menschentum fast nur in Worten hinwinkt, in Begriffen kaum umfassen kann, vermochte der schwärzeste Pessimismus nicht zu gebären. Nicht die tragische Gefühlslage der Griechen, nicht die bittere Schwarzgalligkeit eines Schopenhauer, kein Schwelgen in Grenselenzen, wie es der Irrsinn eines Goya in Farbe aus sich herausgeschleudert, vermag gegen die Szenen des Krieges von jetzt — dieses das letzte Wort der Menschheit bis zur Stunde — im Vergleich aufzukommen. Es ist alles nur Kindelei, alles nur rosenrote Lieblichkeit und Liebe gewesen, was von den Anfangstagen der Menschheit über einen Papi Bonifaz und Juan den Schrecklichen bis zum Beginn unseres Krieges an Menschlich-Scheußlichem hervorgetreten. Dem Kapitalismus erst war es vorbehalten, hinter die Bestie zurückzugehen, in Tiefen, denen kein Begreifen folgen kann. Frankreich, England, Vaterländer der Revolution und höchster Menschwerdungen, alles versinkt in dem untertierischen Gebrüll des triumphierenden Kapitalismus.

Die kaum verhüllte Annexion Albaniens durch Italien hat bei seinen Verbündeten bekanntlich starken Widerspruch hervorgerufen, aber daneben geht auch ein Streit um das Schicksal Syriens. Während die Engländer bei Gaza nicht vorwärts kommen, streiten sich die Franzosen und Italiener darum, wem Palästina zufalle. Der „Aonani“ verhöhnt diese Auseinandersetzung in einem Artikel, der die Ueberschneidung „Streitigkeiten unter Kreuzfahrern“ trägt und macht sich über die Gründe und Gegenstände lustig, mit denen die cis- und transalpinischen Eroberungspolitiker, ihre angeblichen Ansprüche auf Syrien begründen. „Journal des Debats“ halte z. B. den Italiener entgegen, daß im Heiligen Lande überhaupt niemand italienisch spreche. Die Italiener beufen sich demgegenüber auf ihren stärkeren Anspruch zur Vertretung der christlich-katholischen Interessen, aber die Franzosen entgegen, daß trotz der Kirchentrennung Frankreich dem Papste noch immer lieb sei, während Italien ihm Rom und die weltliche Macht abgenommen habe. Es sind recht verkehrte Gründe, mit denen da unmögliche Ansprüche vertreten werden.

Die Kriegslage.

In Flandern wurde die übliche Kampfaktivität der letzten Tage in überraschender Weise durch englische Kavallerieangriffe plötzlich unterbrochen. In drei Wellen preschten die britischen Reitergeschwader über das Trichterfeld vor. Was sich nicht in den Reihen der Drahtverhaue verlor, und in den Trichtern und Gräben zu Fall kam, brach im deutschen Schnellfeuer zusammen. In wenigen Minuten war alles vorüber. Das Gelände vor den deutschen Gräben war mit toten oder sterbenden Reitern und Pferden bedeckt, während die geringen Reste der Ueberlebenden sich in rasender Karriere zu retten versuchten. Nördlich Douve versuchten die Engländer einen starken Infanterie-Ansturm. Ein geringer Anfangserfolg wurde durch einen sofortigen Gegenstoß wieder wertgemacht. Auch südlich Douve wurden zwei britische Vorstöße abgewiesen. An der Artois-Front hielt sich bei schlechter Sicht die Artillerielivigkeit in mäßigen Grenzen. Erst gegen Abend schwall das feindliche Feuer an und verflärte sich im südlichen Teile des Lens-Bogens zum Zerstörungseifer. In verschiedenen Stellen vorführende britische Patrouillen wurden überall abgewiesen. Eine deutsche Patrouille brachte südlich Neuve-Chapelle Portuzierien gefangen ein. An der Aisnefront mühen sich die Franzosen verzweifelt, die zehn Werst westlich Cernu verlorenen Gräben zurückzunehmen. Am 11. lag vom frühen Morgen an schweres Artillerie- und Mienenfeuer auf den gewonnenen Stellungen. Im Anschluß daran versuchten die Franzosen den ganzen Tag über bis in die Nacht hinein nicht weniger als 5 Angriffe. Von diesen wurden zwei bereits durch das deutsche Zerstörungseifer auf die gefüllten Gräben im Keime erstickt. Dramal gelang es den Franzosen, ihre erschöpften Sturmtruppen vorzuführen und

Wenn auch vielleicht anfangs die Regierungen dort noch ver-
suchen würden, diese Stimmen zu unterdrücken, jetzt könnte
einmal das offene Wort aus dem Volke zugleich eine Tat
bedeuten.

Die Anzögerung Heines trifft in weiten Kreisen des Bür-
gertums eine vorbereitete Stimmung, so daß Versuche, sie in
die Tat umzusetzen, nicht lange auf sich warten lassen dürften.
Allerdings schätzen die Erfahrungen, die mit ähn-
lichen Gründungsversuchen gemacht wurden, vor überspann-
ten Erwartungen. Eine Gesellschaft von Traumnärrichten,
die nur ja nicht mit der Sozialdemokratie in einen Topf ge-
worfen werden wollten, hätte gar keinen Zweck. Eine Firma
Nationalauschuß sel. Erben wird die aus den Jugen ge-
ratene Welt nicht wieder einrichten können. Konsequenz,
unbewegliche Entschlossenheit, Mut und noch einmal Mut
— dann könnte aus der Sache was Rechtes werden! Sonst
nichts als ein neuer Verein!

Ernährungsfragen.

Puffbohnen — Biechbohnen.

Die Puffbohne, weniger häufig auch Sau- oder Pferdebohne
genannt, enthält nach Dr. A. M. Grimm 22 Prozent Eiweiß,
15,8—33 Prozent Fett und 40—61 Prozent stickstoffreiche Extrakt-
stoffe und darf deshalb als vorzüglicher Nährwertträger gelten.
Tatsächlich hatten ja auch die „biden Bohnen“ besonders in West-
deutschland schon immer viele Liebhaber. Im letzten Kriegsjahre
haben sich ihnen aber auch neue, ebenso gemüthliche wie befechtliche
Befürworter genähert, z. B. österreichische Großbrauereien, die Puff-
bohnen als Ersatz für Malz verwenden. Auch Maronen (Ebel-
kastanien) werden dort in Mengen vermählt, obwohl sie ebenfalls
hochwertige Früchte sind. Da der „Fortschritt“ auch im Kriege
international ist, seien unsere Behörden schon jetzt auf die drohende
Gefahr aufmerksam gemacht, damit sie die bevorstehende Ernte
rechtzeitig schützen können.

Aus Lübeck und den Hamburggebieten.

Mittwoch, 13. Juni.

Juni.

Von Paul Enderling (im Felde).

Nun ist das weite, weite Land
Vom Sonnenhimmel überspannt.

Im Grün steht Baum und Busch und Dorn.
Die Rose blüht. Aufsteigt das Korn.

Die Fische schnellen durch die Flut.
Im Wipfel lärmst die junge Brut.

Es weht und lebt auf grüner Flur.
Es wächst und reift in der Natur.

Doch übers stille Sommerland
Fällt glühender Flackerbrand.

Und eine wilde Fackel loht —
Die schwingt der Krieg. Die schwingt der Tod.

Die Fackel macht die weite Welt,
Die schöne Welt zum Leichenfeld.

Wie lange noch? Siß klingt ein Ton,
Ein halb verklungener, lauter schon.

Bald klingt's das weite Lal entlang
Wie stiller, frommer Glockenlang:

Bald geht der wilde Sturm zur Ruh!
Die Erde reift der Ernte zu! (Wahrer Jacob.)

„Ideale“ unserer Zeit.

Wer möchte es bestreiten, daß im Verhältnis zu der großen
Zeit, in der wir leben, unsere Ideale flüchtig zusammengeschrunpft
sind. Wenn es sich um die sogenannten heiligsten Güter handelt
— im gewöhnlichen Leben wenigstens sind es immer die des
Magens. Draußen im Felde haben sie noch einige Ideale
mehr. Und zwar ein Bett zum Auschlafen, ein Bad zum
Reinigen und eine Häuslichkeit, ein Daheim, wo man einmal
keine Ruh' hat. Wo hört nun das gemeine, leibliche Wohl auf,
und wo beginnt das rein geistige? Die Anekdote, die wir an-
genommen haben, die sich nicht mehr trennen kann vom Körper,
kann sich nur schwer ausschwingen in ein rein geistiges Gefühl.
Ist doch jeder freie Gedanke ein heimlich Gebet, mitunter auch
ein kräftiger Fluch um das tägliche Brot, ja er wird zum grierigen
Verlangen, ein Stück mehr zu erhalten und etwas Würst oder
Butter dazu.

Eine alte Tatsache ist: Was man nicht haben kann, will
man erst recht haben. So geht es uns jetzt mit den Nahrungs-
mitteln. Wir spinnen fortgesetzt ein dichtes Netz von Gelüsten,
verstricken uns elend darin, bis ein zorniger oder wehmütiger
Stoßfluß für kurze Zeit Befreiung schafft. Wer noch keine
fünf Sinne ordentlich beisammen hätte! Wer noch keine Ge-
danken im freien Fluge leiten könnte zu einem schönen Ziele!
Wer einmal einen Tag lang vergessen könnte, daß wir einen
Magen haben.

Wir haben bald keine anderen Bedürfnisse mehr, als die
Sucht, unsere Mäuler zu stopfen. Eine jämmerliche Mahtheit
zu haben, dazu uns höchstes Ideal! Sechs Tage in der Woche
sauer, wie wir heute es gewohnt sind, werden könnte, über unsere
vorherrschende Matten hinaus einzusetzen. Wie Spione rüsten
wir alle Stange aus, jedoch und doch zu spüren und nicht zu
wissen. Das höchste Wort des Lebens ist: Ich will und nicht zu
haben und reich gleich gelüsten und vornehmig. Es schafft ein
willes Einverständnis von einem zum andern, und man kann sich
überall an seinen Reizen erlaben.

Wahrheitlich denkt man der Vergangenheit, wo das alles neben-
sächlich war, wo man sich erzieht, freudig und froh um wirt-
schaftliche Ideale, wo der Geist, unabhängig vom Körper, über-
strebte und den Unselbstlag des Lebens bedachte. Heute mag
man sich unterhalten wo und mit wem man will, man mag wollen
oder nicht, der dritte Sitz handelt von Magenbedürfnissen. Er ist
das A und O, Anfang und Ende, Gegenwart und Zukunft. Wir
fühlen die Qual und Demütigung unserer Seele und fühlen die
Scham des Egoisten, die wir doch alle geworden sind. Doch nach
einem guten Essen sind wir wie die Philister mit Gott und der
Welt zufrieden; ferner stets liegt, was uns einst Lebensbedingung
war. Das ist eins von den vielen, großen Erziehungswerten des
Krieges.

Revolutionsandrohung. Bisher haben die alldeutschen
„Lübeckischen Anzeigen“ noch nicht den Mut gefunden,
ihren Lesern Kenntnis von dem Briefwechsel zwischen
dem General von Gehstapel und dem
Reichskanzler zu geben, in dem ersterer im
Auftrage des Vorstandes des Alldeutschen
Verbandes mit der Revolution drohte, wenn die
Regierung die Eroberungspläne dieser Leute nicht ausführen
würde. Dafür schelten sie aber wieder einmal, um so lauter auf
Scheidemann, der im Reichstage ausgesprochen hat, daß eine Re-
gierung, die unstimmt genug wäre, den Krieg nur um derartiger
Innenkriegsziele weiter zu führen, die Revolution im Lande hätte.
Heute kommt nun das Amtsblatt unter Benutzung der konser-
vativen „Mecklenburger Warte“ auf Scheidemanns Lübecker Rede
zurück. In diesem Artikel wird es als „landesverräterische
Rede“ bezeichnet, daß die Sozialdemokraten es ablehnen, einen

Der amtliche Kriegsbericht.

122. Großes Hauptquartier, 13. Juni. (Amtlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Seeresgruppe Kronprinz Rupprecht

Mit starken Feuerwaffen bekämpften sich die Artillerien im
Oyernbogen und südlich der Douve.

Westlich von Bareton kam mittags ein englischer An-
griff in unserm Vernehmungsfeuer nur an wenigen Stellen aus
den Gräben. Die vorbrechenden Sturmwellen wichen in unserer
zusammengesetzten Infanterie- und Artillerieabwehr unter Ver-
lusten zurück. Abends scheiterte dort in gleicher Weise ein er-
neuter Angriff der Engländer.

Westlich der Straße Arras-Dens lag morgens heftiges
Wirbungsfeuer auf unseren Stellungen. Starke englische Kräfte,
die auf dem Nordufer des Sauchez-Baches angriffen und
in unsern Gräben drangen, wurden im kraftvollen Gegenstoß ge-
worfen. Im nachfolgenden erbitterten Handgranatenkampf en-
gten unsere Stoßtrupps eine noch verbliebene Eindringstelle ein.

Seeresgruppe Deutscher Kronprinz.

In einzelnen Abschnitten der Lisnesfront, in der Cham-
pagne und an der Maas zeitweilig lebhaftes Feuerkämpfe.

Front des Generalfeldmarschalls Herzog Albrecht von Württemberg.

Nichts Neues.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz und an der ma-
cedonischen Front keine größeren Kampfhandlungen.
Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Eroberungskrieg mitzumachen, und weiter wird bedauert, daß es
nicht schon anlässlich der Marokkotrübs zum Kriege mit Frankreich
gekommen sei, weil es damals leichter gewesen wäre, die Groß-
macht Frankreich niederzuschlagen. Solche Bemerkungen hält das
Amtsblatt „für nicht unzutreffend“. Woraus man entnehmen
kann, daß nach alldeutscher Auffassung die vernünftigen
Leute, die alles taten, um den Ausbruch des Krieges zu verhün-
dern oder ihn jetzt so bald als möglich im Wege einer Verständi-
gung beenden wollen, „Landesverräter“ sind. Das wird
aber niemand kränken, denn wer regt sich wohl über „Politiker“
auf, die überflüssigerweise täglich bestätigen, daß der Reichskanzler
recht hatte mit seiner Behauptung, die politische Ein-
sichtslosigkeit der Alldeutschen sei während
des Krieges ins Groteske gestiegen. Unter diesem
Gesichtswinkel ist es auch zu betrachten, wenn in einem anderen
Artikel die „Lübeckischen Anzeigen“ Scheidemanns Darstellung, daß
die Haltung der Sozialdemokratie während des Krieges den Ein-
gang des Jaren in Berlin verhindert hätte, zu ironisieren versuchen,
allerdings unter Zuhilfenahme des „Berl. Lok.-Anz.“. An dem
aufgeregten Verhalten der alldeutschen Presse kann man übrigens
erkennen, daß die sozialdemokratische Friedenss-
arbeit nicht unfruchtbar sein kann, und das ist die
Hauptsache.

Der Bürgerausschuß beschäftigte sich in seiner heutigen Sitzung
mit der Vorlage des Senats betr. die Gründung eines Mädchen-
Erziehungshomes. Nach dem Vorschlage der Bürgerausschuß-
kommission lehnte er den Senatsantrag ab, stellte aber das Er-
suchen um Schaffung vorbeugender Maßnahmen gegen die Ver-
wahrlosung der schulpflichtigen weiblichen Jugend. Weiter ge-
nehmigte resp. befürwortete er folgende Senatsnotlagen: Nach-
bewilligung von 616,68 M. auf die Kosten der Einrichtung des
Hauses Schulstraße Nr. 12 als Kinderheim. Nachbewilligung von
460,55 M. auf die Kosten der baulichen Veränderungen im Gebäude
des Staatsarchivs. Anschaffung eines Elektromotors mit Kreis-
läufe für das Armen-Arbeitshaus (Kosten 5000 M.). Nachbewilligung
von 35 408,93 M. auf die budgetmäßigen Ausgaben für
die Gaswerke Lübeck im Rechnungsjahr 1916. Ermächtigung der
Finanzbehörde zum Verkauf weiterer Industrieländereien. Er-
werb eines Grundstückes in der Gemeinde Schönböden durch den
Güterbodenarbeiter Feldweg. Gewährung einer Altersunter-
stützung von 300 M. jährlich an die Witwe des früheren Ler-
weaters Johannes Heyer. Nachbewilligung von 2487,33 M. auf
die Ausgaben der Gerichtshausverwaltung und der Staatsanwal-
tschaft im Rechnungsjahr 1916. Bericht der Kommission zur Vor-
prüfung des Gehelntwurfs, betreffend den öffentlichen Arbeits-
nachweis.

Die Regelung der Feuerungsverordnung in Lübeck ver-
langt folgender Antrag des Senats: Der Senat, unversäglich Vor-
sorge zu treffen, daß auch die mind-
derbemittelte Bevölkerung für den kommenden Winter sich rech-
zeitig und ausreichend mit Feuerung versehen kann.

Fürsorge für Kriegsgeschädigte. Der Bürgerausschuß erteilte
heute folgenden Senatsantrag seine Mitgenehmigung: In seiner
Versammlung am 18. Oktober 1916 hat der Bürgerausschuß an
den Senat das Ersuchen gerichtet, für die durch den Krieg ge-
schädigten und bedürftigen Kleinrentner, Ladeninhaber und son-
stigen selbständigen Geschäftstreibenden, die weder von der Hilfs-
kasse der Kaufmannschaft noch von derjenigen der Gewerbetreibenden
Hilfe zu erwarten haben, eine besondere und für sich allein zu
verwaltende Hilfskassa bei der Kriegshilfe einzurichten. Neben
den Personentreisen, welche von den Hilfskassen der Kaufmann-
schaft und der Gewerbetreibenden erfasst werden, kommen für die
Kriegsgeschädigten noch folgende Gruppen in Betracht: 1. Kauf-
leute, welche nicht Kriegsteilnehmer sind; 2. Händler, Hausierer,
Tischler, Markt Händler usw., welche nicht zu den Kaufleuten zu
rechnen sind, aber Personen, welche einen solchen Beruf nur als
Nebenberuf betreiben; 3. Selbstständige, welche nicht zu den Kauf-
leuten zu rechnen sind; 4. Angehörige fester Berufe; 5. unselb-
ständige Angehörige des Kaufmanns- und Gewerbetreibenden;
6. Hausbesitzer, welche weder Kaufleute noch Gewerbetreibende
sind; 7. Beamten und Pensionäre. Der Senat ist geneigt,
sich bereit, auch für diese Personengruppen eine Anstalt ein-
zurichten. Die Verwaltung der zu diesem Zweck zu errichtenden
Vorsorgekasse soll dem Senat und dem Landeshauptmann übertragen
werden, das wiederum zu diesem Zweck einen Ausschuss einzusetzen
wird, in dem die Interessen der Kriegsgefallenen des
Landesauschusses für Kriegsgeschädigte und die Abteilung IV des
Kroten Kreuzes vertreten sind. Die Art der Anstaltsgestaltung er-
forderlichen Mittel sollen der Kasse durch den Senat zur Be-
fügung gestellt werden. Erymalig wird dem Senat zu überlassen
sein, für diese Zwecke eine Summe von 30 000 M. zu überweisen
sein. Der Senat stellt demgemäß zur Mitgenehmigung des Bür-
gerausschusses: daß dem Senat und Landeshauptmann zum Zwecke der
Kriegsgeschädigten eine Kriegsgefallenen nach Maßgabe der beige-
fügten Richtlinien erstmalig ein Betrag von 30 000 M. aus den
durch Rat- und Bürgerhaushalt vom 18. Dezember 1916 zu „Kriegs-
gewinnen“ zur Verfügung gestellten Mitteln (1 000 000 M.) be-
willigt werde. Dieser Antrag fand die Zustimmung des Bürger-
ausschusses.

Genehmigung der Einfuhrbewilligung usw. für Web-
Wirk-, Strick- und Schuhwaren. Hinsichtlich der Behandlung
der Anträge auf Einfuhrbewilligung, Einfuhrbewilligung und
Devisenabgabe für Web-, Wirk-, Strick- und Schuhwaren ist eine
Vereinbarung in der Richtung eingetreten, daß die Einreichung
der Anträge, mit Ausnahme derjenigen auf Einfuhrbewilligung
aus der Schweiz, bei der Reichsfinanzverwaltung zu erfolgen hat.
Häherer Genehmigung liegen für Interessenten in der Kanzlei
der Handelskammer, Breite Straße 6, zur Einsichtnahme aus.

Wels. Am 13. Juni 1917 ist eine Bekanntmachung er-
lassen, durch welche alle rohen Holz-, Kork-, Bambus- und
Gemswild-, Hundes-, Schweine- und Seehundfelle, Walroshäute, Lemme- und Elentierfelle,
sowie das daraus hergestellte Leder betreffen sind. Soweit es
sich um Güter und Felle handelt, die im Ausland angefallen
sind, ist eine Beschlagnahme erfolgt. Trotz der Beschlagnahme
sind jedoch für die Veräußerung und Lieferung
des Gefalles bestimmte Möglichkeiten freigegeben worden, die
eine Vereinigung des genannten Gefalles bei der Kriegsbedarf-
gesellschaft herbeiführen, von der aus seine Verteilung an die
Geber zu erfolgen hat. Für die Behandlung der Felle bis zur
Ablieferung an den Geber sowie nach ihrer Ablieferung sind ge-
naue Vorschriften gegeben. Gefälle, das nicht veräußert worden
ist, unterliegt einer Beschlagnahme an das Leder-Zustellungsamt.
— Ausländische Gefälle ist an sich nicht beschlagnahmt,
sondern lediglich unter bestimmten Voraussetzungen in beschränk-
ter Menge. Das aus den genannten Gefällen hergestellte Leder
ist jedoch ausnahmslos beschlagnahmt, auch wenn die
Felle aus dem Ausland eingeführt sind. Gleichzeitig ist eine
Bekanntmachung veröffentlicht worden, durch welche für Holz-,
Kork-, Bambus- und Gemswild-, Hundes-, Schweine-
und Seehundfelle Höchstpreise festgesetzt werden.
Diese Bekanntmachungen enthalten eine Reihe von Einzelbestim-
mungen, deren genaue Kenntnis für die in Betracht kommenden
Kreise erforderlich ist. Ihr Wortlaut ist bei den Polizeibehörden
einzusehen.

Unbestellbare Postanweisungen. Nach dem § 65 Absatz 4
und 5 der Ausführungsverordnungen zur Feldpostdienstordnung
sind die Beträge der unbestellbaren Postanweisungen von den
Postanstalten mittels Geldbriefs an die Absender zurückzuführen.
Dieses Verfahren ist mit den Bestimmungen zur Förderung des
barlosierten Zahlungsverkehrs nicht vereinbar. Die Postanstalten
sind daher vom Reichspostamt angewiesen worden, unbestellbare
Postanweisungen von Feldpost nach der Heimat fortan unrichtig-
lich an die Absender zurückzuführen, und zwar auch dann, wenn
es sich um Postanweisungen in Privatangelegenheiten der Geber-
angehörigen im Betrage von mehr als 100 M. handelt.

Der Vaterländische Frauen-Verein in Lübeck erstattete in seiner
Mitgliederversammlung am 7. Juni seinen Jahresbericht, dem wir
folgendes entnehmen: Der Verein hat 136 Mitglieder, darunter
8 Männer. Er hat im Jahre 1916 eine ganze Anzahl Veteranen-
witwen und -waisen von 1870/71 unterstützt. Von der Abteilung
Kriegsfrankenpflege wurden zwei Helfersenturie eingetrifft, in
denen je 10 Helferinnen ausgebildet wurden, die nach ihrer Aus-
bildung sofort in die Pflegeeinrichtungen eintraten mußten. Von den
40 Helfersenturie des Vereins arbeiteten die meisten in den Lazare-
tten, einige aber auch im Sanitätsdienst. In den vom Vater-
ländischen Frauen-Verein verwalteten Küche- und Wäsche-Abteilun-
gen der drei Reserve-Lazarett mit dem Lazarettstift
beschäftigten sich rund 200 freiwillige weibliche Hilfskräfte. In die
Schwesternschaft des Vereins traten im Jahre 1916 ein: 38 aus-
gebildete Schwestern, 26 Lehrschwwestern, 14 Kriegshilfsschwwestern
und es schieden aus: 16 ausgebildete Schwestern, 12 Lehrschwwestern und
14 Kriegshilfsschwwestern. Im Krankenhaus steigerte sich die
Schwesterzahl um 3, im Kinderheim ebenfalls, in Groß-Sanddorf
um eine Schwester. Primont und Trödelmünde wurden
wieder den Sommer über mit je einer Schwester besetzt. Eine
Pockenepidemie erforderte monatelang 3 Schwestern auf der streng-
sten isolierten Abteilung im Allgemeinen Krankenhaus. In die
Stappe wurden noch drei Schwestern entsandt, wovon 2 nach Ger-
bien. In den Lazarett blieb die Tätigkeit ungefähr dieselbe
wie im vorigen Jahre. Am 15. Dezember wurde dagegen das La-
zarett St. Jürgenstraße eröffnet und zunächst mit zwei Schwestern
besetzt. Ende März bestanden 12 Lehrschwwestern und 10 Pflege-
schwwestern die staatliche Prüfung im Allgemeinen Krankenhaus.
Bestere waren zum Teil schon Hilfschwwestern, die anderen schlossen
sich uns als solche an und eine trat vollständig als Schwester ein.
Am Schluss des Jahres waren 58 Schwestern, 31 Lehrschwwestern, 32
Hilfsschwwestern, 18 Kriegshilfsschwwestern und 3 Pflegehelferinnen,
zusammen 142, vorhanden. Diese verteilten sich folgendermaßen:
Schwesternheim und Privatpflege 6, Allgemeines Krankenhaus 52,
Kinderheim 3, Säuglingsfürsorge 2, Säuglingsfürsorge 1, Sanitäts-
schwester 1, Privatpflege 2, Gemeinde Gnarrenburg 1, Gemein-
schaftsheim Groß-Sanddorf 3, Pockenpflege im Krankenhaus 5, Stappe
11, Heilige-Lazarett 39, krank 5, beurlaubt 8 und pensioniert 1. In
der Privatpflege wurden geleistet 481 Ganzpflegen, 131 Tag-
pflegen, 275 Nachwachen, 200 Hilfsleistungen. In der Privat-
pflege des Vereins, die vom 1. Januar bis 1. April noch Lazarett
war, wurden versorgt 34 Soldaten an 2073 Privatpatienten im
ganzen Jahr 72 an 1308 Tagen mit 10 Begleitpersonen an 134
Tagen. Operationen waren 41. Entbindungen 8, ambulante Be-
handlung 27. Am 1. April wurde das Lazarett in der Klinik auf-
gehoben, weil keine Notwendigkeit zur Fortführung vorlag. Die Er-
holungsstätten in Westlau waren vom 15. Mai bis zum 20. Sep-
tember geöffnet. Die Männererholungsstätte war nur wenig be-
sucht, was auf den Krieg zurückzuführen ist. Es waren nur 31
Männer im Laufe des Sommers da. Die Frauenerholungsstätte
wurde von 85 Frauen besucht, außerdem sorgte die Erholungs-
stätte für die Verpflegung der 105 Waldkulturlinder, von denen 20
auch nachts draußen blieben und von der Schwester der Erholungs-
stätte verpflegt wurden. Die Abteilung für Lungenfürsorge wurde
stark in Anspruch genommen. Es wurden neu in Fürsorge ge-
nommen: 26 Männer, 43 Frauen und 58 Kinder. 563 Beratun-
gen fanden in der Sprechstunde statt. Herzliche Unterhaltungen
mussten bei 86 Männern, 227 Frauen und 396 Kindern vorgenom-
men werden; außerdem wurden 36 Sputum-Untersuchungen ge-
macht. Die Fürsorgekassette machte 2433 Besuche und sorgte für
36 Desinfektionen. Krankenfürsorge wurde für ausschließliche
Rechnung der Fürsorgekassette bei 14 Kindern, unter Beteiligung
anderer Fürsorgeeinrichtungen bei 1 Frau und 12 Kindern, für
vollständige Rechnung anderer Fürsorgeeinrichtungen bei 1 Frau
und 12 Kindern und von der Landesversicherungsanstalt bei 34
Kindern durchgeführt. Für 18 Familien wurde Milch, für 9
Familien wurden Eftarten, für 12 Familien Mietbeihilfen, für 4
Familien Wäsche und Kleidungsstücke und für 12 Familien Ver-
zehrung aus den Mitteln der Fürsorgekassette gegeben, begm. aus Mit-
teln von Wohltätigkeitseinrichtungen vermittelt. In 10 Familien
wurden Betten mit Zubehör ausgeliehen. In 22 Arbeiter-
gärten wurden rund 500 Familien- und 250 Kinder-Gärten be-
setzt, wodurch vielen Familien die so gewünschte und notwendige
Gelegenheit geboten, sich die nötigen Vorräte an Gemüse und Kar-
toffeln zu schaffen. Am 1. August 1916 eröffnete der Vaterländische
Frauen-Verein ein Soldatenheim in Berghof in Kurland, dem eine
Oberinstandhalterin, die von zwei anderen Damen aus Lübeck und
Hilfsschwwestern unterstellt wird. Durch Vermittlung des Kriegs-
auschusses für Westlau erhielt der Verein wiederholt
Wolle zum Stricken von Socken für das Heer. 4686 Paar Socken
wurden im Jahre 1916 abgestrickt werden, deren Herstellung
eines großen Anzals Frauen Arbeitskraft brachte. Die vom Kriegs-
auschuss für Westlau und Rette angerogte und vom Vaterländischen
Frauen-Verein ausgeführte Osterfeier brachte 8600 M. Ar-
beitskraft gute, brauchbare Objekte, die an eine Oberinstand-
halterin abgeliefert wurden.

Der Reinertrag der hiesigen U-Boot-Spende, der bisher auf
60471 M. beziffert wurde, hat sich u. a. nach um 822,28 M. ver-
größert, eine Summe, die von dem Direktor des Schauspielers
Edward Senf anlässlich des von ihm ausgeführten Films „Graf
Dohna und seine Mäwe“ an den Ausschuss für die U-Boot-Spende
abgegeben worden ist. Der Präsident des Reichstages als Vor-
sitzender des Reichsausschusses für diese Spende hat dem Lübecker
Bürgermeister ein Dankschreiben gesandt.

Bergedorf. Erhöhung des Gaspreises. Die hiesige
Gasanstalt wird infolge der Steigerung der Kohlenpreise und der
übrigen Betriebsausgaben den Einheitspreis auf 18 Pf. und den
Preis des Gases für Motorenbetrieb auf 15 Pf. für den Kubik-
meter vom 1. Juli ab erhöhen. Dem gleichen Zeitpunkt ab be-
trägt der besonders zu erhebende Zuschlag des durch Gasauto-
maten (Küchengeräte) bezogenen Gases 25 Proz.

Die Sozialdemokratie für die Feldgrauen.

Von D. Stücken, Mitglied des Reichstags.

IV. Die Kriegsbesoldungsordnung.

Für den Frieden ist im Etat genau festgesetzt, welche Gehälter die Offiziere und Beamten beziehen. Im Kriege ist das anders. Hier gilt die Kriegsbesoldungsordnung, die nicht auf einem Gesetz, sondern auf einer Jahrzehnte alten preußischen Verordnung beruht. Diese Kriegsbesoldungsordnung galt natürlich auch 1870 und ist dann später in den kolonialen Kriegen angewendet worden. An die gesetzliche Regelung dieser Materie dachte niemand, weil man mit einem bevorstehenden Krieg nicht rechnete. Das Interesse an der Kriegsbesoldung wurde natürlich plötzlich akut, als der Krieg ausbrach. Nun aber war es ganz unmöglich, ein Exemplar der Kriegsbesoldungsordnung zu erlangen. Fast ein Jahr verging, bis es möglich war, Einblick in die Kriegsbesoldungsordnung zu gewinnen. Die Gehälter erwiesen sich teilweise als enorm hoch. Die Regierung vertrat zuerst den Standpunkt, daß die Festsetzung der Besoldung im Kriege ein Ausfluß der kaiserlichen Kommandogewalt sei. Dem traten die Sozialdemokraten ganz energig entgegen, mit dem Hinweis darauf, daß es geradezu sinnlos wäre, wenn der Reichstag, der im Frieden die Höhe der Gehälter festzusetzen hat, im Kriege lediglich das Geld zu bewilligen, in dessen Verwendung aber nicht hineinzureden hätte. Unterstützung fand die Regierung nur bei den Konservativen, alle andern Parteien pflichteten der sozialdemokratischen Auffassung bei, daß die Kriegsbesoldung auf dem Wege der Gesetzgebung festzusetzen sei. Im August 1915 stimmte der Reichstag einer von den Sozialdemokraten im Hauptauschuß eingebrachten Resolution zu:

„eine sofortige allgemeine Revision der Kriegsbesoldungsordnung zu veranlassen.“

Der Bundesrat stimmte aber nicht zu, sondern jagte in seiner Entschliekung:

„Eine allgemeine Revision der Kriegsbesoldungsordnungs wegens muß mit Rücksicht auf die gegenwärtige Belastung der beteiligten Ressorts mit dringlicheren Arbeiten einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Fortgesetzt wird aber darauf Bedacht genommen, auftretende Mängel der heutigen Gehaltsfestsetzung noch während des Krieges zu beseitigen.“

Im Dezember 1915 wurde der Antrag wiederholt, insbesondere mit dem Hinweis darauf, daß mit der Reform bei den schlechter bezahlten Stellen eingesezt, die hochbezahlten Stellen aber garnicht berührt würden. Der Antrag fand wieder Zustimmung; der Bundesrat erklärte abermals, es werde daran gearbeitet, Mängel zu beseitigen. Die Regierung nahm auch fortgesetzt Reformen vor, sie beschneiden schließlich auch die Gehälter der neu ernannten Generale. Die Sozialdemokratische Fraktion hat jede Gelegenheit benutzt, immer wieder eine Reform der Kriegsbesoldungsordnung zu verlangen: Streichungen bei den oberen, Heraushebung bei den unteren Stellen. Sie übte scharfe Kritik an der Art, wie diese Reformen vorgenommen wurden und verlangte immer wieder die gesetzliche Regelung dieser Materie, denn alle Reformen mußten schließlich Stück- und Flickwerk bleiben.

Die Tätigkeit der Sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, die sie im Interesse der Feldgrauen entwickelt hat, ist mit dieser knappen Zusammenfassung keineswegs erschöpft. Sie erwies sich stets als die treibende Kraft. Eine Fülle von Anregungen, die von ihr ausgingen, haben Beachtung gefunden. Die Interessen der Offiziere und der Beamten-Stellvertreter wurden von den Sozialdemokraten so wahrgenommen, wie die Interessen der Unteroffiziere. Gegen

die Briefzensur im Felde wurde scharf angefaßt und gefordert, daß die Zensur, wenn sie vorübergehend notwendig sein sollte, nicht bei der Kompanie, sondern bei einem höheren Stab vorgenommen werden sollte, wie auch, daß aus dem Inhalt solcher Briefe dem einzelnen Mann kein Nachteil erwachsen dürfe. Eine gerechte Verteilung der Kontingenzüberschüsse und anderer, den Mannschaften gehöriger Gelder ist immer wieder verlangt worden. In zahllosen Fällen war es möglich, direkt einzugreifen und Uebelstände zu beseitigen, die besonders drückend waren. Auf die schlechten Beförderungsverhältnisse des Zeug- und Feuerwerkspersonals ist wiederholt hingewiesen worden. Die da und dort auftretenden Versuche politischer oder religiöser Bedrückung wurden scharf gezeigt und in der Regel gelang es auch, Abhilfe zu schaffen. Die Lage der Kriegsgesangenen wurde eingehend besprochen und rasche Entlassung untauglich gewordener Mannschaften gefordert und dringende Vorkehrungen bei den Aushebungen empfohlen.

Es ist kein Eigenlob und keine Lebertreibung, wenn man konstatiert, daß die Sozialdemokratische Reichstagsfraktion ein gewaltiges Stück Arbeit im Interesse unserer Feldgrauen Brüder geleistet hat, als ein wahrer Hort des Volkes in Waffen, dem recht bald eine glückliche Heimkehr beschieden sein möge, um dann wieder mitarbeiten zu können an den Werken der Menschlichkeit und der Kultur.

Aus der Partei.

Eine Frage und eine Allage. In einem Leitartikel des „Hamburger Echo“ knüpft Dr. Adolf Köster an den Prozeß des Friedrich Adler die Frage, warum der Mord von Jaures noch immer ungerächt bleibe. Der Prozeß gegen Friedrich Adler war durchaus politisch, wühlte die Leidenschaften tief auf und brachte manche Dinge an die Öffentlichkeit, welche die neue österreichische Regierung dringendes Interesse hatte vergessen zu machen. Trotzdem wurde der Prozeß nicht vollständig und öffentlich durchgeführt. In Frankreich hingegen, dem Land der berühmten Demokratie, sind über den Mord von Jaures schon drei Jahre hinweggegangen und nichts rührt sich. Zuerst hat man die Enthüllung der dunklen Mordgeschichten an der Seine? Niemals haben die französischen Parteigenossen auch nur mit einem Wort verlangt, daß endlich die Ermordung ihres Führers klar gestellt werde. Durch diese Mißhandlung müßten sie sich dem Verdacht aussetzen, daß sie in ihrer Verhüllung mit der Regierung auch irgend etwas zu vertuschen haben. Wandervogel hat erklärt, keinem deutschen Genossen die Rechte drücken zu wollen, während die Linke in der Hand des Kaisers ruhe. Der deutsche Kaiser hat noch keinem Sozialdemokraten die Hand gedrückt, aber an den Händen der Entente-Minister und der französischen Mehrheit fließt das Blut von Jaures, solange das Geheimnis seiner Ermordung nicht gelüftet sei. Die deutschen Vertreter in Stockholm müßten an die Franzosen die Frage stellen: Warum stellt ihr euch drei Jahre lang schweigend vor den Mörder von Jaures?

Soziales.

Aus der Alters- und Invalidenversicherung. In dem letzten Heft der amtlichen Nachrichten des Reichsversicherungsamtes ist eine Zusammenstellung der Renten der Alters- und Invalidenversicherung während der letzten Jahre veröffentlicht. Danach wurden im letzten Jahre 107 808 Invalidenrenten festgesetzt und 103 897 fielen weg. Zugang und Abgang sind fast gleich. Das ist außergewöhnlich. In der Regel ist der Zugang beträchtlich größer als der Abgang. Die Abweichung von der Regel ist verursacht durch den außergewöhnlich geringen Zugang, der um mehr als 22 000 geringer ist als im Jahre 1914 und um mehr als 26 000 als 1913. Infolge des Krieges werden viele Tausende dahingerafft, die ohnedies invalide geworden wären. Krankenrenten wurden 1916 in 83 399 Fällen neu gewährt und fielen in 46 250 Fällen weg. Auch hier zeigt sich im Zugang eine auffallende Verringerung. Bis zum Jahre 1914 betrug der Zugang ungefähr 12 000. Daher hatte das Jahr 1915 mit 17 490 neuen Krankenrenten schon einen starken Zugang. Das letzte Jahr aber zeigt eine noch viel größere Zunahme. Auch dies ist die Folge des Krieges mit seinen vielen Verwundungen. — Anders verhält es sich mit den Altersrenten, die ebenfalls eine außergewöhnliche Zunahme aufweisen. Auch hier wurden alljährlich rund 12 000 Renten bewilligt. Im letzten Jahre dagegen wurden

96 705 Altersrenten bewilligt und 13 203 fielen weg. Der Grund für diese Zunahme liegt darin, daß die Altersrente nicht mehr nach dem vollendeten 70. Lebensjahre, sondern nach dem vollendeten 65. gewährt wird. — Wiederum infolge des Krieges ist im letzten Jahre auch der Zugang der Hinterbliebenenrenten größer geworden. Witwenrenten wurden in 13 259 Fällen gewährt, gegen 11 304 im Vorjahre. Ferner wurden 986 Witwenrentenrenten festgesetzt gegen 637 im Vorjahre. 112 671 Waisenrenten gegen 107 995 im Jahre 1915 und 20 240 im Jahre 1914. So wirkt der Krieg auf die Alters- und Invalidenversicherung.

Aus Nah und Fern.

Auf Graf Saejlers Rittergut. Die „Allgemeine Deutsche Fleischzeitung“ schreibt: Nachdem der Präsidant des Kriegsernährungsamtes, v. Batoeki, im Reichstage die Wichtigkeit der von uns über die Mißstände auf dem Gute des Generalfeldmarschalls Grafen Saejler gebrachten Darstellung bekräftigt hat, haben wir, obwohl uns aus der Umgegend von Harnepoc noch Personen, die mit den dortigen Verhältnissen vollumfänglich vertraut sind, Mitteilungen vorlagen, welche unsere Angaben durchaus bestätigen, es doch noch für erforderlich erachtet, einen Redakteur der „Allgemeinen Fleischzeitung“ zu eingehender Information nach Harnepoc zu senden, der folgendes festgesetzt hat: Nicht 500 Mutterstöße erfreuen sich ihres Schicksals in Harnepoc, sondern eine Herde von etwas über 1 000 Schafen wird auf dem Gute gehalten, von der nicht ein Tier verkauft oder geschlachtet werden darf. Was eben einget, geht ein. Die Felle, die Wolle, das Fleisch von diesen 1000 Tieren entzieht Graf Saejler, einer Laune willen, dem Verbrauch der Bevölkerung, und er wird darin noch durch den Präsidanten des Kriegsernährungsamtes v. Batoeki direkt unterstützt. Denn dieser hat vor kurzem erst persönlich dem Grafen Saejler für seine Lieblingssechszentner Haier bewilligt. Man mag dem verdienstvollen General großen, vielen Dank schulden. Dieser Dank aber kann nicht dazu führen, daß in dieser Zeit wertvolle Nahrungsmittel einer Laune geopfert werden. Der Weltkrieg and würde sich ebenfalls, wie die Schafe, eines recht langen Lebens erfreuen, wenn nicht die Büchsen unberechtigter Jäger das ihre täten, und wenn nicht das unvorsichtige Wild in die Nachbarnhöfen überträte und dort waidmännischgerecht zur Strecke gebracht würde. Der Fischreichtum des zum Gute gehörigen großen Sees soll geradezu märchenhaft sein; höchst selten erhält der Förster die Erlaubnis, für seinen Bedarf ein paar Karpfen oder Aale zu fangen; ein Fischen mit Netzen hat der Besitzer streng verboten. Hier wieder daselbe Bild wie bei den Schafen. In den Großstädten wird das Fischei sehr teuer bezahlt; hier aber hält Graf Saejler ungeheure Mengen Fische in seinem Besitztum aus Laune zurück. Findet der Präsidant des Kriegsernährungsamtes dies alles berechtigt? Oder wird er nicht vielmehr aus den vorliegenden Darlegungen Veranlassung zum Einschreiten nehmen?

Wie sich die Zeiten ändern. „Djelo Naroda“ veröffentlicht das folgende interessante Dokument:

Ministerium des Innern.
Polizeidepartement. Besondere Abteilung
26. Januar 1917.
Nr. 124 102. Zimmer 2.

In die Herren Offiziere der Grenzgendarmarie. Infolge von beim Polizeidepartement eingegangenen Nachrichten über das mögliche Eintreffen des bekannten Führers der Partei der Sozialisten, Revolutionäre Viktor Michailowitsch Tichonow an die Grenzen des Reiches. Bittet das Polizeidepartement Ew. Hochwohlgeborenen sich in bezug auf die genannte Person des Rundschreibens über Nachforschungen vom 15. März 1917 sub. Nr. 87 015 — 238 (Art. 26 217) zu bedienen. (Zolgen Unterschriften.)

Dieser Steckbrief galt dem heutigen Landwirtschaftsminister. So ändern sich die Zeiten zwischen Januar und Mai des gleichen Jahres.

Auswanderung aus Dänemark. Die Auswanderung aus Dänemark, die in der Kriegszeit sehr nachgelassen hatte, hat im vergangenen Jahre wieder stark zugenommen. Die große Mehrzahl der Emigranten flüchtete nach den Vereinigten Staaten. Die vor dem Krieg lebhafteste Auswanderung nach Kanada und Südamerika hat fast ganz aufgehört. Die Frauen stellen jetzt zur Auswanderung ein in hohen Prozentzahl, da die Männer vielfach durch die Dienstpflicht zurückgehalten werden. Von den Berufen ist die Landwirtschaft bei der Auswanderung am geringsten beteiligt, was bei ihren gegenwärtigen hohen Einnahmen leicht begrifflich ist.

Es faust das Rad . . .

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Arbeiterinnenleben.
Von Dorothy Richardson.
Einzig berechtigte Uebersetzung von Werner Peter Larsen.

6. Fortsetzung. Nachdruck verboten.
Ich hatte mir nun aber einmal in den Kopf gesetzt, daß ich in einer Tabakfabrik ankommen wollte, denn die Arbeiter machten den Eindruck, als würden sie gut verdienen, und aus den großen hellen Arbeitsräumen drang ein angenehmer, gemütlicher Geruch in die langen Fabrikgänge hinaus.

Der dritte Vorarbeiter — ein älterer Deutscher — hörte mich freundlich und geduldig an und erklärte sich einverstanden, mich als Lehrling einzustellen. Er setzte mir auseinander, daß die Zigarrenarbeit sehr schwer sei, und daß ich vorerst drei volle Jahre lernen müsse, ehe ich in den Verband aufgenommen und auf den Tariflohn rechnen könne.

Als ich ging, war ich ganz niedergedrückt, denn ich sah nun ein, daß es mit der Arbeit in einer Tabakfabrik nichts werden würde.

„Offene Stellen für Mädchen, die das Falzen und die Buchbinderei erlernen wollen. Lohn schon während der Lehrzeit.“ Ich eilte also nach Brooklyn Bridge, eine endlose, düstere Straße entlang, und suchte nach der Rosenstraße, einer winkeltigen, schmutzigen Hinterstraße, in der eine Buchbinderei neben der anderen lag. Der ganze Fahrdamm war von großen Lastwagen versperrt, die hoch mit Papier beladen waren, das zu riesigen Bündeln zusammengebunden war.

Der Vorarbeiter in der Buchbinderei war ein sehr zuvorkommender Mann. Er konnte mich nicht vor Montag um 7 1/2 Uhr in der Frühe gebrauchen; ein Falzbein hatte ich selbst mitzubringen. Er bot mir drei Dollar in der Woche, und ich griff zu, denn ich hoffte insgeheim, daß es mir im Laufe der Woche vielleicht doch noch gelingen werde, etwas Besseres zu finden.

Ein Kaufmann drüben in Brooklyn suchte zwei Expedientinnen; Vorkenntnisse nicht erforderlich. Er hatte eine kleine Geschäftshandlung, und nach langwierigen Verhandlungen mit Lindblom und Frau erklärten sie, daß ich bei ihnen eintreten könnte; Lohn 3 1/2 Dollar in der Woche, Arbeitszeit von 7 Uhr morgens bis 9 Uhr abends, am Samstag jeder Woche bis 12 Uhr nachts.

Ich war auf alle Fälle entschlossen, bei Lindblom nicht bis in die Nacht arbeiten und zudem auch noch hungern zu wollen. Dann in eine Zuderfabrik. — Nur geübte Arbeiterinnen.

Um 4 Uhr nachmittags hatte ich schon wieder zwei neue Stellen auf meiner Liste. Die eine war in einer Fabrik für künstliche Kojen. Ich kam in ein großes Geschäftshaus. Das früher einmal elegant gewesen sein mochte, und trat in ein Zimmer, das ganz in den Glanz roter Kojen getaucht war, die auf allen Arbeitstischen und in großen Regalen aufgestapelt lagen; aber nicht eine der blauen Arbeiterinnen erhob auch nur für eine Sekunde den Blick von der Arbeit, als ich eintrat. Jemandem dieser Mensch kam aus einem Nebenraum und fragte mürrisch nach meinem Begehre.

Wir bezahlen für Anfängerinnen 1 1/2 Dollar Lohn wöchentlich, sagte er mit einem widerlichen Lächeln.
Ich ging natürlich schleunigst davon.

Die E. Springerische Fabrik bot einen angenehmen Gegenatz zu dem Kojenatelier. Ein stattlicher junger Mann hinter einem Glasverhüll lag vor seinen Büchern auf, als ich eintrat. Er schien irgend etwas Wichtiges gesagt zu haben, das nicht für meine Ohren bestimmt war, denn die Buchhalterin und die zwei Maschinenschreiberinnen lachten und sahen neugierig nach mir heraus. Der Oberbuchhalter kletterte von seinem Schemel herab und kam mir freundlich entgegen; es war beinahe, als habe er bemerkt, daß ich dem Weinen nahe war. Er fragte mich nicht erst viel, sondern schickte die eine der Schreiberinnen zum Inspektor und die andere zu der Direktrice, um zu hören, ob irgendeine Stelle frei sei. Die Direktrice war eine Dame von klugen und energischem Aussehen, hinter deren Brillengläsern ein Paar scharfe Augen hervorlachten.

Es kam der Befehl, daß Nummer 105 nicht gekommen sei, und daß ich also ihre Stelle haben könnte. Angeübte Arbeiterinnen erhielten für den Anfang drei Dollar wöchentlich; aber Miß Price, die Direktrice, meinte, daß ich die Arbeit in einer Woche würde lernen können. Dasselbe meinte auch der Oberbuchhalter, und so ließ ich ihn denn meinen Namen eintragen. Er gab mir den Schlüssel zur Kontrolluhr unten im Gang und erklärte mir, wie ich damit umzugehen habe, und daß ich von nun an also Nummer 105 sei.

Ich dankte ihm so ruhig wie möglich und trat Punkt sechs Uhr auf die Straße, in demselben Augenblick, als meine zukünftigen Kolleginnen lachend und lärmend über die Treppe hinunterstürzten — jori von der Arbeit, die ich lange Wochen hindurch vergeblich gesucht hatte.

Die Straße schien mir nun völlig verwandelt; ich sah sie durch einen leichten grauen Nebel von Freudentränen, die ich nicht länger mehr zurückhalten vermochte. Ich lief beinahe im Sturmschritt heim, um Mrs. Pringle von meinem Glück zu erzählen, denn ich wußte, daß sie sich herzlich mit mir freuen würde.

Als ich aber in mein Stadtviertel, in die Nähe unseres Hauses kam, sah dort alles so verändert aus, daß ich beinahe vermeinte, mich verlaufen zu haben. Die Menschen standen überall in größeren und kleineren Gruppen beisammen, unter denen ich auch Feuerwehrlente bemerkte. Ich drängte mich durch die Menschenmassen hindurch und — stand vor den Ruinen unseres Hauses.

Aufs höchste erschrocken und verwirrt fragte ich die Umstehenden nach dem Hergang des Unglücks, aber keiner von ihnen wußte etwas Genaueres, nur einer sagte, es sollten mehrere Menschen verbrannt sein; angeblich, fügte eine Frau hinzu, seien es fünf. Die Nachbarhäuser standen noch, aber alle Fensterheben waren zertrümmert, und die Bewohner hatten ihre Wohnungen, da Einsturzgefahr bestand, geräumt. Niemand konnte mir Auskunft geben, was aus Mrs. Pringle und den anderen Hausbewohnern geworden war.

Ich redete einen Kontabiler an, der ein sehr freundlicher Mensch war und mich in ein Haus in der Nachbarschaft führte, wo die Abgebrannten, die es wünschten, für die Dauer der ersten Nacht einquartiert werden konnten.

Der ganze erste Stock war in Schlafräume verwandelt worden, die eine Seite des Stockwerks für die Männer, die andere für die Frauen. Die Abgebrannten kamen einer nach dem anderen; oder auch in ganzen Familien angewandert. Ein Diener im Türraum mit blanken Knöpfen, von dem niemand wußte, wo er plötzlich hergekommen war, bot auf großen präparierten Butterbroten und Kaffee herum, und wir aßen ganz mechanisch und müßterten einander inzwischen stillschweigend. Ich hatte niemals irgendetwas von diesen Menschen da gesehen, trotzdem wir doch im gleichen Hause gewohnt hatten.

Ein junges Mädchen, das auf seiner Matratze neben mir lag, reichte seine Tasse dem Diener hinauf, um sich noch einmal Kaffee einschenken zu lassen, und betrachtete mich dabei mit einem forschenden Blick. Sie machte einen merkwürdig unintelligenten Eindruck. Sie starrte mich eine ganze Weile an und fragte dann ganz unvermittelt:

„Haben Sie vielleicht auch in dem abgebrannten Hause gewohnt?“

Da wir nun einmal Unglücksamerikaner waren, so begannen wir natürlich das Brandunglück zu diskutieren, obwohl sie eine so merkwürdig spezifische New Yorker Aussprache hatte, daß ich sie nur mit vieler Mühe überhaupt verstehen konnte. — Das Feuer hatte sich also vom Dachstuhl aus verbreitet. Mrs. Pringle war gegen drei Uhr nachmittags hinaufgegangen, um die Defen droben anzuhängen, und alle, die sich um diese Zeit droben befanden, waren verbrannt, auch Mrs. Pringle selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Lampe.

Den dritten Winter stand sie schon auf dem Esbrett, still und unberührt. Im ersten Kriegswinter, als das Petroleum knapp wurde, kam sie in diesen dümmrigen Winkel. „Ohne Petroleum kann sie uns nichts nützen“, sagte Frau Lehmann.

„Von der Luft kann ich nicht leuchten“, kitzte die alte Lampe scherzhaft.

Es kam aber eine, die konnte von der Luft leuchten. Es war freilich eine recht überblühende Luft und nannte sich Gas. Aber die Lampe, die sich das Zeug durch den dünnen Leib pusten ließ, warf blendend weißes Licht auf den Tisch.

„Wie düster brannte dagegen die alte Petroleumlampe“, erklärte der kleine Richard schon am ersten Abend und warf einen ziemlich respektvollen Blick nach dem Esbrett. „Es war aber gemütlicher früher an unserem Tisch abends“, warf Berta ein.

Da sah die alte Lampe, wie die Mutter ihrem Mädel fast über den Scheitel strich und ihr Gesicht von dem blendenden Gaslicht abwandte. Wer da hineinsieht, dem werden häufig die Augen naß. „Es wird auch wieder so, wenn der Vater heimgekehrt ist. Dann stellen wir unsere alte Lampe wieder mitten auf den Tisch und legen uns herum. Dann wird es wieder schön bei uns.“

Darüber wurde die alte Lampe sehr stolz. Sie war überzeugt, daß die traulichen Abende ihr allein zu danken waren. In ihrem langen Leben hatte sie wohl beobachtet, daß der Feierabend bei Lehmanns, die arm waren und tüchtig arbeiten mußten, das ganze bürgerliche Lebensglück ausmachte. Da kam die Frau aus ihrem Sorgen und Zanfen heraus, der Mann schaute viel ruhiger drein als zur Mittagspause, lachte und erzählte mit den Kindern.

Es war daher zu begreifen, wenn die alte Lampe stolz war in dem Glauben, sie solle nur auf dem Tische, dann seien die gemütlichen Abende wieder da. Sie dachte nicht an den leeren Stuhl des Vaters. Sie hörte aber noch oftmals die Frau sagen: Wenn wir erst alle wieder um die Lampe sitzen... Einmal erzählte sie den Kindern, wie es war, als sie noch ganz klein waren und der Vater und die Mutter abends allein am Tische saßen. Wenn dann eins von den Kindern in der Kammer geweint hat, dann nahm sie die alte Lampe, ging in die Kammer. In der Tür hat sie gerufen: „Komm mit, schau Dir Deine beiden Schlingel an.“ Der Vater ist dann immer hinterhergegangen.

Das wußte die alte Lampe auch noch. Sie hing nach dieser Erzählung einen lieben, freundlichen Blick der Mutter auf und hörte, wie sie sagte: Es kann ja keine Ewigkeit dauern; der Vater wird bald wieder kommen. Und dann...

Mit dieser Hoffnung lagen sie den ersten Winter durch. Es wollte nicht traulicher werden. Vaters Stuhl blieb leer. Die Hoffnung war auch noch im zweiten Winter bei ihnen. Da war es aber noch ungemütlicher, da fehlte sehr oft auch die Mutter. Sie war zur Arbeit. Die Kinder saßen sich still und traurig gegenüber.

Im dritten Winter bemerkte die alte Lampe, daß in dem ungemütlichen Gaslicht das Haar der Mutter so merklich grau ausah. Als sie am Tag einmal genau hinschaute, waren die Haare im Tageslicht auch noch grau. Daran ist nur das weiße Licht schuld, dachte die Lampe. Die Frau aber machte sich zum Ausgang fertig, sah vorher in den Spiegel und seufzte.

Die Lampe fühlte oft, wie die Frau lang nach dem Esbrett schaute. So viel Verstand war in ihr auch, daß sie erkannte, die Mutter Lehmann hofft und wünscht nur immer, daß bald eine Zukunft kommt, die aussieht wie die Vergangenheit des Friedens. Dies kleine, arme Glück, mit Mann und Kindern am abendlichen Tisch um die alte Lampe sitzen zu können.

Man Lehmanns Erinnerung und ihr Sehnen rankte sich in der Tat um die alte Lampe. Die Vergangenheit lag in ihrem müden Schein, und alles, was die Zukunft bringen sollte an friedlichen Glück, lag unter ihr ausgebreitet. Da hatte die alte Lampe ganz richtig beobachtet.

So kam der April 1917 heran und Lehmanns mußten ziehen. Es ging ohne Felleute, Pferde und Möbelwagen. Richard und Berta und ein Nachbar trugen tüchtig zu. Unzählig viele kleine Fahren und Traglatten schafften schließlich auch so viel, wie zwei Pferde gezogen hätten.

„Nun das letzte“, sagte Richard und ging mit schweren Schritten wie ein richtiger Mann durch die leeren Räume. „Ach, da hebt ja noch die alte Petroleumlampe. Die könnten wir ja schließlich zum Altwarenhandler bringen.“

„Junge, ich werde Dir helfen“, rief Frau Lehmann. Sie nahm behutlich die Lampe herunter. Dabei kam ihr in den Sinn, daß sie bei früheren Umzügen die Lampe immer hinter dem Regen hergetragen hatte. Es war dann unangenehm, das Petroleum auszugießen und die Lampe konnte in der neuen Wohnung schließlich angezündet werden.

Es ging auch heute Mutter Lehmann hinter der letzten Kleiderkammer her, trug die Lampe vorsichtig und dachte, wieder ein bißchen an die Wiederkehr ihres Mannes und der früheren Tage. Da kam aber aus einer Seitenstraße des breiten Weges ein ungeheurer Bengel mit einem noch ungeheureren Handwagen. Frau Lehmann war gewiß zu weit gegangen in ihren Zukunftsplänen und achtete wohl nicht mehr darauf, was das Leben im breiten Wege. Sum, Urr ging es, da lag die Lampe am Boden. Die ganze letzte Zukunft lag in Scherben auf dem breiten Wege zu liegen. Wo Glascherben flürzen, kommen meistens viel Menschen zusammen. Es kamen sie her, aber ein Trupp. Sie sahen eine grauhaarige Frau sitzen. Weisheit über eine zerbrochene Lampe.

So viel Weisheit um eine alte Petroleumlampe, warf einer geringfügig hin.

Dieser Kavalier, wenn der gewußt hätte, was die alte Lampe für eine Bedeutung für Mutter Lehmann hatte.

Er hatte recht...

„Es ist uns eine große Ehre“, sagte der Kaiser zu dem bulgarischen Gesandten, indem er ihn einleitete. „Die Bulgaren sind meine Bundesgenossen und allen Österreichern sehr sympathisch.“

„Schüler und Schüler“, radebrachte der Kaiser, der offenbar die deutsche Sprache nur von den deutschen Kaiserinnen her kannte.

„Ich als Kaiser bewundere besonders speziell den bulgarischen Kaiser, der hat so was Japanisches, Königliches, Kaiserliches.“

Das Gedächtnis machte sich arbeitslos.

„Ich komme in einer halben Stunde“, sagte ich und erhaschte mich.

Als ich wiederkam, hatte der Kaiser einen gehäuteten Hahn in der Hand.

„Es ist, gleich sind wir fertig. Nach dem Schwarzen Meer... Es geht doch nicht über den englischen Kaiser...“



Der Sozialisten-Kongress in Stockholm.

Endlich kam ich an die Reihe. „Na, Sie sind mir ein rechter Politiker!“ unterbrach ich den Kaiser, als er mit einer Sympathieumgebung für meinen Schnurrbart beginnen wollte. „Gehnung ist das Rückgrat jeder Politik. Denken Sie über dieses Wort still nach!“

Englische Arbeitermädchen.

Eine Dame der englischen Aristokratie, die als Wohlfahrtsinspektorin unter den Munitionsarbeiterinnen tätig ist, beschreibt in der Londoner Zeitung „Daily Mail“ unter dem Titel: „Das wirkliche Leben des Arbeitermädchens“ einen Besuch in einer Fabrik, die unter dem Munitionsministerium steht.

„Es war am Ende einer Nachtfröhe in einer Munitionsfabrik“, schreibt sie in den Spalten der konservativen Zeitung. „Durch die offene Tür der Werkstatt erblickten wir das dünne, graue Licht eines Wintermorgens. Der Regen fiel wie Stahlhagel. Der kalte, rauhe Wind schnitt wie ein Messer durch die verdorbene Luft, die uns umgab, zerperelt durch den Gestank von Rohrungsüberreife, Schweiß und der Ausdünstung der Rostgefäße, die wir die ganze Nacht eingatmet hatten.“

Die Arbeiterinnen drängten in einer unordentlichen Prozession dem Ausgang zu; vor Kälte schlotternd und hüpfend, zerklüftet, mit weißen Gesichtern und schlappenden Schritten gingen sie an uns vorüber. Zwei Mechaniker standen dicht hinter mir. „Lieber Himmel!“ sagte der eine, „wer wollte wohl eine von diesen da heiraten!“ Der andere sagte zur Antwort:

„Es ist dies eine neue Fabrik, erst kürzlich errichtet, in einem armen, schmuddigen Quartier, das schon früher mit armen Arbeitern überfüllt war. Keine Maßregeln wurden getroffen, um den zweren Zutritt einträglich unterzubringen.“

In der Nähe der Fabrik war es schwer, eine Wohnung zu erhalten. Die Preise liegen in der Höhe und die Reinlichkeit faul. Es geschah oft, daß zwei oder drei Personen, nicht immer von gleichem Geschlecht, die auf verschiedenen Schichten arbeiteten, das gleiche Bett gemein hatten. Nachdem es einer verlassenen, trocknen andere hinein, schmutzig und todmüde vielleicht und ungewaschen, zwischen die effrige Bettwäsche.

Sozial über den Zustand außerhalb der Fabrik. In der Fabrik war es kaum besser. Es gab keine Kantine. Die Arbeiterinnen brachten irgendwelche Nahrung mit, deren sie während der Schicht bedurften. Heißes Wasser war zu haben, und wir hatten alle Teelampen und Löffel. Sonst war unsere Mahlzeit kalt, und eine halbe Stunde war geistig, sie zu genießen.

Ich werde das Zimmer, in dem wir saßen, um zu essen, nicht leicht vergessen. In großer Unordnung hingen an den Wänden entlang Kandel und Güte und die kleinen Tüchchen, in denen sich die Nahrung befand. Geflügelte auf dem Boden waren Schmutz, Rohrungsüberreife, Orangen- und Apfelschalen und die Stahlspäne, die aus anderen Haaren und den Leberkleidern fielen. Wir saßen stummergelemt um einen reinen Tisch, ein eisiger Wind, der unter der Tür hinweg einströmte, spielte erfrischend mit unserer geschwollenen Augen, und unser Appetit war durch jede Art Geruch augenzwinkernd gereizt, den Geruch von Früchten, von Jagendablen, den dampfenden Geruch warmer Kleider, die in der Wärme des Gaslichts dampften, billige Parfüms und Zigarettenrauch und andere, noch schmerzliche Gerüche.

Und der Lohn? Es ist so leicht, zu sagen, daß wenn Mädchen in Fabriken gehen, die Unternehmer nach ihrem Wohle sehen sollten. Es scheint wahr zu sein, daß es im Interesse des Meisters liegt, keine Arbeiter zu schonen. Aber ist es möglich, zu beweisen, daß diese Tatsache nicht von allen gewürdigt wird, denn es existieren Fabriken, die unter der Kontrolle des Munitionsministeriums stehen, wo den Frauen 2 bis 2 1/2 Pence für die Stunde bezahlt werden. 22 Rosenstrahlen zu 2 Pence machen 8 Schilling und 6 Pence. (Nach nicht 9 M.)

Ich habe oft den Mut bewundert und die Dummheit bewundert, mit denen die Arbeiterinnen all das erdulden. Doch möchte ich in meinem Salon hören, wie meine Freunde über die hohen Löhne der Munitionsarbeiterinnen sprechen und behaupteten, daß diese Mädchen täglich Bekleidung und Schmuckstücke kaufen und ein frohes Leben führen. Und immer habe ich wieder, wie unheimlich die „unseren Klassen“ doch seien! Das Klang in meinen Ohren war die Sprache von Tausenden, es war jedoch nur die Sprache der Dummheit.

Kleines Feuilleton

Der Erfinder der Zahnradbahn.

Vor 100 Jahren, am 21. Mai 1817, wurde im Elsass ein Mann geboren, der die Welt mit einer Erfindung beschenkte, die den Zeitgenossen so wenig verständlich und praktisch erschien, daß man ihn, Nikolaus Riggenbach, für verrückt hielt. Diese Erfindung war die Zahnradbahn. Auf Umwegen war der in der Schweiz seine Jugend verlebende, für einen gelehrten Beruf bestimmte Jüngling zu dem Fach, das ihm vor allem zusagte, zum Maschinenbau, gekommen. Er war Bandstuhlschreiner und Bandweber, dann Präzisionsmechaniker, und wohin ihn auch das Schicksal verschlug, überall suchte er unermüdet sich theoretisch und praktisch fortzubilden. Als er in Paris den ersten Eisenbahnzug sah, machte das seltsame Gendruck auf ihn, daß er sich ausschließlich dem Lokomotivenbau zu widmen beschloß. Es gelang ihm, in einer Karlsruher Fabrik, die sich damit befachte, anzukommen, und er hat für die erste in Deutschland arbeitende Lokomotive die Präzisionsarbeiten gemacht. Er ging schließlich nach der Schweiz und hier zeigte er sich als ein so außerordentlich tüchtiger Fachmann, mit einem so glänzenden Geschick im Bau und in der Behandlung von Maschinen, daß er, trotz des Widerstands unpraktischer Verwaltungsbeamten, technischer Leiter der Schweizerischen Centralbahn wurde. In Olten, wo er die Hauptwerkstätte leitete, machte er die Erfahrung, daß die Lokomotiven der Bahn durch den Hauensteintunnel bei starken Steigungen ins Gleiten kamen. Nach langem Sinnen kam er auf den Gedanken, Abhilfe durch eine Zahnradbahn zu schaffen, die in ein Zahnrad greift. Über davon wollte man in der Schweiz ebenjowenig wissen wie auf der Ingenieurversammlung in Stuttgart, wo man sich allen Ernstes bedenklich zu äußerte, mit Riggenbachs Kopf sei es nicht mehr richtig. Aber der eidgenössische Generalkonsul in Washington, der das Modell zu Gesicht bekam, sah seine Verwendbarkeit und schlug ihm vor, eine Zahnradbahn auf den Rigi zu bauen. Nach Jahren kam es auch dazu: am 21. Mai 1817 wurde sie eröffnet, und seitdem hat Riggenbach noch unzählige, so auch auf den Colorado bei Rio de Janeiro, gebaut. 1899 ist der Erfinder der Zahnradbahn gestorben.

Wie alt ist der Stacheldraht?

In dem Stacheldraht besitzen wir bei der heutigen Form des Stellungskrieges ein sehr geschätztes Sicherungsmittel, das schon oft keine Dalcinsberechtigung erwiehen hat. Da ist es nicht ohne Interesse, zu wissen, daß sich mit dem Jahre 1917 die 50. rundet, seitdem man sich seiner bedient. Zwar wird allenthalben berichtet, daß die Amerikaner schon 1863 Stacheldraht Hindernisse gegen den anrückenden Feind verwendet hätten, aber dem steht entgegen, daß man erst viele Jahre später den Stacheldraht in Amerika patentierte, wie man überhaupt viele Mühe aufwendete, ehe man zur heutigen Art seiner Verfertigung gelangte. Immerhin ist der Stacheldraht eine amerikanische Erfindung und auf den Amerikaner Smith in Kent zurückzuführen. Sein Erzeugnis war indes noch sehr verschieden von dem heute in ungeheuren Mengen benötigten und verwendeten Stacheldraht, denn es bestand aus kurzen, durch Nüssen zusammengeschnittenen Drahtstücken, wobei die Enden der Stücke als Stacheln aus den Nüssen herausragten. Im gleichen Jahre, 1867, ließ ein anderer Amerikaner, namens Hunt, in Staate Newport sich einen Stacheldraht patentieren, bei dem die Stacheln aus kleinen spitzen Blechstücken bestanden. Einfacher noch war ein im folgenden Jahre geschützter Stachelbaum, den der Newporter Kelly erfand, aber der Draht, wie man ihn heute braucht, und der aus einem doppelten Draht mit eingeflochtenen Doppelspitzen besteht, wurde erst 1874 von Joseph Glidden aus De Kalb in Illinois erfunden.

Heiteres

Ein biederer Landknecht kommt in nächstlicher Stunde zu mir in den Telefonraum mit den Worten: „Kamerad, gib mir a bißl Brot, kriegst a Zigarren dafür.“ Und schon legt er sie mir auf den Tisch. Ich gebe ihm das Brot und erzeuge ihn, der Kleinigkeit wegen doch seine Zigarre wieder an sich zu nehmen. Aber er meint abwehrend: „Na, b'halt' nur, die taugt a so nix!“

Wurst und Kunst. Ein bekannter Regisseur hat vor einer großen zahlgrauen Zuhörerschaft seine Kunst zu besten gegeben. Nach Beendigung des Vortrages ist eine Anzahl Offiziere mit dem Vortragssänger beim Glase Wein zusammen. Im Laufe der Unterhaltung sagt einer der Offiziere zum Regisseur: „Ja, sehn Sie mal, Sie sind auch so eine Art Liebesgabenonkel; nur bringen die anderen Wurst, Schinken und andere gute Sachen — und Sie sagen so ein paar Gedichte her! Na, aber schließlich ist das ja auch ganz nett!“ (Simplizissimus.)